

69. Mittwoch, am 30. August 1837.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Henrich Steffens.\*)

Steffens nimmt eine ihm eigenthümliche Doppelstellung in unsrer Literatur ein, er ist ein Philosoph, der ein Poet, und ein Poet, der ein Philosoph ist. Die Vereinigung dieser beiden Kräfte ist allen Zeiten als das Höchste erschienen, das der Mensch erreichen kann; wenn der Gedanke den Reichthum der Phantasie durchbringt, und ihre Schöpfungen zu ewiger Bedeutung erhebt und verklärt, dann hat der Geist seine Heimath, die das Univerſum ist, gefunden, und er beherrscht die Seelen mit göttlicher Gewalt. Den wahren Dichtern hat diese Kraft nie gemangelt, der Philosophie aber ist es, namentlich in der neuern Zeit, noch nicht gelungen, einen wahrhaften Dichter hervorzurufen, die wissenschaftliche Bildung war bisher zu heterogen mit der allgemein menschlichen, aus der der Dichter seine Nahrung zieht. F. H. Jacobi kann wohl kaum für einen Dichter, und die Schlegel können nur relativ für Philosophen gelten. Phantasiereicher als sie aber steht Steffens da; mit der gluthvollsten Empfindung und mit der reichsten Gedankenkraft hat er das Leben zu umfassen getrachtet, indem er in die Naturentwicklung sich vertiefte, und die Bedeutung des Menschen aus dem Urdasein zu begreifen suchte. Aber auch er steht nur in der Vorhalle jener Vereinigung der poetischen und der philosophischen Kraft, die vielleicht der nächsten Zukunft angehört, denn ein Anderes ist ihre Vermischung als ihre Vereinigung. Die Philosophen werfen es Steffens vor, daß er in die Poesie hinübergreifend dem Gedanken Abbruch gethan, und in der Poesie hat er wieder nur Geltung seiner philosophischen Gedanken wegen. Beide aber erkennen ihn als einen schönen Zierrath ihrer Gattung an. Der Grund, warum ihm nicht das Höchste zu erreichen vergönnt war, liegt eben in jener seiner Grundrichtung, von der Naturphilosophie aus auf den Gedanken zu bringen; wenn Steffens den Geist deduciren will, so fängt er bei den Flöhgebirgen oder bei den Fischgräten an. Hätte er die Kraft Hegel's sich aneignen können, den Geist rein aus dem Geiste zu erfassen,

er wäre ein Anderer, Größerer geworden. Aber er hat die Brücke nicht zu schlagen gewußt, die ihn über den schwindelnden Abgrund der Naturphilosophie zu den grünen, bewohnten Auen der Geschichte führte. Steffens ist nie dazu gekommen, die Vernunft der Wirklichkeit zu begreifen. Er ist bei einem Idealismus stehen geblieben, der ihn überall Karrikaturen des Heiligsten erblicken ließ, und sich ein Ideenreich gründete, dessen Kern die Unwirklichkeit einer poetischen Begeisterung bildete. Deshalb ist er in seinem Alter auch dem Pietismus anheimgefallen, er ist, wie er selbst einmal das Greisenalter bezeichnet, eine stillgestandene Individualität geblieben. Die Produkte seines Alters können daher auch nur einen relativen Werth haben, eben als Dokumente dieses Stillstehens einer philosophischen Individualität.

Kriegsbilder. In Rahmen gefaßt und in fünf Tableaux aufgestellt von R. Erna u. Erstes Bdchen. Gotha, b. Wenige, 1837. S. IV. und 201.

„Kriegsbilder“ — warum nicht? Das Publicum verlangt Abwechslung. Wir haben Walter-Scottiaden, Memoiren, Auto-Biographien, deren Unechtheit keiner Frage unterliegt; Schriftsteller, die nie vom Strande kamen, schrieben See-Romane, andre, die nie Europa verließen, schilderten Amerikanische — Zustände! Würde nun auch aus Gründen, die aus der Natur der Sache hervorgehen, ein Bataillen-Dichter im Großen, ließ sich ein solcher denken, schwerlich Aufmerksamkeit erregen, so beut doch gewiß die häusliche Seite des Kriegs Stoff zu Genre-Bildern jeder Art dar; wenn irgend wo, zeigen sich hier die schneidendsten Contraste, und das höchst Lächerliche verbindet sich nicht selten mit dem Furchtbarsten.

So sei uns denn auch dieß Büchlein willkommen, sollte es auch einigen seiner Vorgänger, deren wir uns bei dessen Lesung erinnerten, bedeutend nachstehen. Wir rechnen dahin vorzüglich Calvisii Sammlung unter dem Titel: „Erstarrtes und wieder aufgerichtets Magdeburg“ (Magdeburg 1727. 4.), worin wieder die in Kobesbues Chroniken-Almanach mit aufgenommene Erzählung von Christoph Thobäno, Prediger zu St. Katharinen

\*) Wie entlehnen diesen Aufsatz aus der in vieler Hinsicht ausgezeichneten literarischen Zeitung von Dr. Karl Büchner, von welcher wöchentlich eine Nummer von 1 bis 1 $\frac{1}{2}$  Bogen in der Dunder- und Humblotischen Buchhandlung zu Berlin erscheint.

dasselbst, sich besonders auszeichnet, so wie aus neuerer Zeit die „Tage der Gefahr,“ von Friedrich Rochlis (in der Auswahl seiner Schriften B. IV. S. 185. ff.)

Was wir hier erhalten, führt die Ueberschriften: I. „Drei Tage in den Laufgräben von Schweidnitz.“ Das Erzählte ereignete sich im Jahr 1762. Sich scheinbar bewegende Trommelflöpfel verriethen das Graben einer Mine. — Die folgenden Tableaux rühren aus spätern Kriegen her, nämlich II. „Die ersten Kosaken,“ wobei sich der Bürgermeister, ohne daß dieß Absicht scheint, etwas lächerlich repräsentirt. — III. „Acht Tage des Octobers 1813.“ Sie würden mehr anziehen, wenn sich nicht Manches zu oft wiederholte. — IV. „Das Lazareth.“ Ein schaudererregendes Bild menschlichen Elends und menschlicher Verworfenheit, doch leider, wie sich Viele erinnern werden, nur allzuwahr! Tröstend ist es aber, daß auch das gute Princip sich mit einmischt. — Endlich V. „Anekdoten.“ Es sind ihrer nur wenige, abwechselnd ernst und lächerlich, keine gemein.

Das Ganze ist in einem einfachen und angenehmen Styl geschrieben, auch für Unkundige mancherlei, z. B. das Schlagen eines Lagers und das Verfahren bei einer Belagerung, erläutert. Bei einer Fortsetzung, wozu der Verf. mit Recht aufgefordert werden kann, würde ihm eine strengere Auswahl der Begebenheiten, eine sorgfältigere Vertheilung des Lichts und des Schattens und mehr Gebrängtheit anzuempfehlen, dagegen die Verschweigung oder die Veränderung der Namen von Orten, commandirenden Generalen u. s. w. abzurathen seyn. Durch Pseudonymität entsteht eine gewisse Halbheit, ein gewisses Mißtrauen gegen die Wahrhaftigkeit; auch lassen sich schwerlich jetzt noch hinlängliche Ursachen denken, die eine dergleichen Vorsicht rechtfertigten.

Walter Scotts Jugendleben. Von ihm selbst beschrieben. Aus dem Englischen von H. Roberts. Leipzig, b. Weber. 1837. S. S. VIII. und 100.

Der Uebersetzer berichtet im Vorwort, daß er diese Auto-Biographie aus dem ersten Bande einer von W. Scotts Schwiegersohne, Namens Lockhart, in sechs Bänden versprochenen Lebensbeschreibung entlehnt habe, indem ihm die davon erschienenen ersten zwei Bände ungenügend erschienen, und ihn deshalb zu Aufgebung seines Vorsatzes, das ganze Buch zu übersetzen, bewogen hätten. Wie dem sei, so sind ihm die Leser für die Mittheilung dieses, in Bezug auf Echtheit keinem Zweifel unterliegenden Bruchstücks Dank schuldig; ihre Achtung und Liebe gegen W. Scott wird beim Lesen erhöht, was nicht im-

mer, wenn man Berühmten näher tritt, der Fall seyn soll; selbst der, W. Scott manchmal gemachte, zu Zeiten veranlaßte Vorwurf der Arroganz und des Familienstolzes wird vertilgt, oder doch auf edlere Quellen zurück geleitet. W. Scott fing dieses Tagebuch 1808 zu Ahestiel an und versah es 1826 mit Zusätzen; leider reicht es aber nur bis zum Jahre 1792 in welchem er unter die Advokaten aufgenommen ward. Das, was wir erhalten, läßt uns um so mehr das, was uns entzogen wird, bedauern. Wie groß erscheint gleich im Eingange des Dichters Bescheidenheit, wenn er offen bekennet, daß sein erlangter Ruf nicht bloß seine Hoffnungen, sondern auch seine Verdienste, ja sogar seine Wünsche weit überschritten habe, und dieß dann noch ausführlicher erläutert! Wie liebenswürdig macht ihn seine Geschwisterliebe S. 12! Ueber W. Scotts frühe Geistes-Entwicklung möge hier aus dem Vorwort eine Stelle stehen. Eine, in England auch als Dichterin nicht unbekannt Dame, Mrs. Cockburn, schrieb im J. 1777.

„Gestern speiste ich zu Abend bei Mr. Walter Scott. Er hat einen Knaben, das außerordentlichste Genie von einem Kinde, das mir jemals vorgekommen. Als ich eintrat, las er seiner Mutter ein Gedicht vor. Ich bat ihn, sich nicht stören zu lassen. Es war die Schilderung eines Schiffbruchs. Mit dem Sturm stieg seine Leidenschaft; er hob die Augen und Hände empor. „Da fällt der Mastbaum,“ rief er aus, „stürzt krachend nieder! — sie werden alle umkommen!“ Nachdem sich seine Aufregung gelegt hatte, wendete er sich zu mir und sagte: „dieß ist zu traurig! ich muß Ihnen etwas Unterhaltenderes vorlesen.“ Ich zog es jedoch vor, ein wenig zu plaudern; und fragte ihn, was er von den Werken Miltons und Anderer halte, die er las. Seine Antworten setzten mich in Erstaunen u. u. Aber was meinen Sie, wie alt dieser Knabe ist? Zwölf bis vierzehn Jahre vermuthen Sie wohl? Weit gefehlt; er ist etwas über sechs Jahr alt. Er hat ein lahmes Bein, weshalb man ihn auf ein Jahr nach Bath geschickt hat. Sie werden zugeben, daß ein solches Kind eine seltene Erscheinung ist.“

Henriette Temple. Eine Liebesgeschichte, dem Englischen des Dr. Israëli u. c., nachgezählt von Dr. Georg Nicolaus Bärmann. Berlin b. Duncker, 1837. S. 1r Th. S. VI. und 246. 2r Th. S. 244. 3r Th. S. 216.

Der Uebersetzer hat nach dem: „Nachgezählt“ zu schließen, vermuthlich abgekürzt, was selbst dann, wenn es öfter geschehen, nicht zu mißbilligen seyn würde. Es ist

Manches so breit, wie es einem deutschen Verfasser nicht nachgesehen würde. Die Erzählung fängt ziemlich vom Anfange des Anfanges an, wie die fränkische Chronik durch Pastorium: „Noah gebar Japhet, Japhet gebar u. s. w.“ Nur in einer Hinsicht findet dieß Rechtfertigung, nämlich in Beziehung auf den ältern Ferdinand Armine, der, um es kurz zu sagen, ein ins Englische übertragener Graf Bonnval ist.

Warum dieser Roman, gleichsam vor andern, eine Liebesgeschichte genannt wird, ist kaum zu begreifen, wenn es schon Th. II. S. 41. dadurch gerechtfertigt werden soll: „Eine Liebesgeschichte, eine echte Liebesgeschichte enthält kaum ein Fünkchen von einem historischen Romane. Weltgeschichtliche Ereignisse haben keinen Anflug von jenen Herzensbegebenheiten, die nur Liebende als Liebende zu erleben haben u. s. w.“ Nehmen wir denn diesen Zusatz, wie den bei Göthe's Stella, das er ein Schauspiel für Liebende nannte! — Das Resultat des ganzen Romanes ist das, was schon Julius von Tarent gesagt hat: „Der Mensch wird nur einmal geboren und liebt nur einmal!“

Das Ganze ist fein angelegt, die Charaktere, obschon nicht originell, sind gut gehalten, und wenn sich schon Manches sehr ins Breite verliert, so ist es doch, wie z. B. der Abschied Th. I. S. 86 geschickt ausgeführt. Der Hauptheld hat kein moralisches Verdienst, und man kann kaum begreifen, warum er so viel (Th. III. S. 200.) Liebe und Freundschaft fand.

Die Uebersetzung ist, obwohl von Nachlässigkeiten nicht frei, im Allgemeinen gut; gegen den Druck ist nichts einzuwenden.

F. Kind.

**Opferkränze**, ein Andachtsbuch für die Jugend beiderlei Geschlechts von Ernst Leyde, Rektor der höhern Töchterchule zu Wehlau. Königsberg b. Bornträger, 1837, 108 S. 8.

Wir eilen, denen, die nach solchen Schriften fragen und greifen, zuvörderst anzuzeigen, daß man hier nur metrische Betrachtungen und Gebete für das frühere Alter findet, und daß es auf dem Titel heißen sollte: für Kinder, ohne Unterschied des Geschlechts. Auf Jünglinge und Jungfrauen ist nämlich hier keine besondere Beziehung genommen, da zwischen Knaben und Mädchen bei der Andacht überhaupt noch kein Gegensatz statt findet.

Durch Sylbenmaß und Reim hoffte der Verf. un- freitig den Gedanken leichtern Eingang in das Gemüth und festern Halt für das Gedächtniß zu sichern. Da aber meistens nur ganz ruhig moralisirt und die Reflexion

an die einfache Angabe von Zeit und Umgebung angeknüpft wird, so bringt der poetische Zuschnitt des prosaischen Stoffes freilich noch keine Dichtererzeugnisse von ästhetischem Kunstwerth hervor. Dazu sind der metrischen Härten, der Gähnlauten, der falschen Reime (z. B. Röthe, bete; gedacht, verflagt; Gott, Tod), der Flichsylben (z. B. gerne, wohl, ja) und ähnliche Uebelstände zu viele bemerkbar, so daß es vor dem Richterfühle des Wohltautes auch heißen möchte wie S. 4: „Dst mußt' beschämt ich steh'n,“ in Verbindung mit S. 30: „eh' mich zu bessern, ich den Vorfaß hab' gefaßt,“ oder mit S. 65: „Da kann ich wohl nur demuthvoll gestehn, daß ich es oftmals wohl vergaß zu üben“ ic. Manches ist der Würde des Gebets nicht entsprechend. So am Sonntag-Abend: „ich hab' gehüpft, gescherzt, gespielt, gelacht.“ (S. 7.) So wird S. 93 nach einer wehmüthigen Melodie gesungen: „doch diesen Sinn mir zu erhalten, muß ich um Gottes Beistand fleh'n.“ Wunderlich wird im Novembergebet „ungeduldige Sehnsucht“ nach dem noch lange ausbleibenden Winter geäußert, da im Oktober schon über dessen Nahen im Schneegewand geklagt wird.

Antik modern klingt die Widmung: „den Manen des in Königsberg verstorbenen K. Pr. Consist. und Schul-Raths, Herrn Dr. Dinter“ ic. Dessen Name veranlaßt in den 5 Stanzas dieser Widmung den Entschluß-Reim; ich lasse Sorge, Spiel, List, Lust und Ehrensold dahinter.“ Uebrigens wird der ehrenwerthe Verf. seinen guten Zweck, Kindern eine gesündere Nahrung für Geist und Herz zu reichen, als enghirnige und engbrüstige Traktätlein, „bei denen der kindliche Geist sich abseufzt und abstumpft, oder gar Künste der Heuchelei erfindet,“ in seinem Kreise gewiß nicht verfehlen.

Trautshold.

**Der Abenteuerer wider Willen.** Eine Erzählung aus unsrer ereignißreichen Zeit, von Gustav Nierig. In zwei Theilen. Königsberg in der Neumark, bei Windolff und Striese. 1837. Erster Theil 279 S. Zweiter Theil 278 S.

Was der Zusatz: „aus unsrer ereignißreichen Zeit“ auf dem Titel dieses Romanes soll, begreift Ref. nicht und mit ihm kein Leser; denn die Geschichte, die hier zum Besten gegeben wird, hätte, mit wenigen unbedeutenden Abänderungen, sich eben so gut vor zwei und mehreren hundert Jahren ereignen können, ohne in irgend einer bestimmteren Beziehung zu der Zeit zu stehen. — Es sind Abenteuer, in die ein armer Dresdner Seminarist

per varios casus in und außer seinem Vaterlande wider seinen Willen verwickelt wird, welche in der buntesten Abwechslung von der Welt, aber recht lebendig und con amore, indessen hie und da mit fast zu grellen Farben geschildert, vor dem Auge des Lesers vorüberziehen. Dieser Seminarist ist übrigens eine gutmüthige, ehrliche Haut, vom Autor ausgestattet mit allen äußeren und inneren Vorzügen, die ihn in jeder Weise liebenswürdig und vor allen den Weibern gefährlich machen. Er muß unschuldig Biel leiden, bringt aber doch endlich aus Nacht zum Licht, und sein Lohn ist die Hand eines reichen, vornehmen, engelguten und schönen Mädchens, seiner früheren Schülerin, der er in Kleinarussland, wo ihm gar übel mitgespielt wird und er die seltsamsten Dinge erlebt, wieder begegnet, von Neuem von ihr getrennt durch Länder und Meere, sie im Gasthose zum kleinen Rauchhause in Dresden Nr. 17 wiederfindet, sie, die scheinbar Verarmte, zur Frau Schulmeisterin macht, sich jedoch, als der Vater seiner Frau die Maske abwirft und als reicher Mann wieder da steht, plötzlich vom Schulmeister zum Rittergutsbesitzer seines Dorfs Erlbach erhoben sieht. — Wie gesagt, es ist dieß Alles sehr hübsch und unterhaltend, mit vielen anziehenden Episoden untermischt, erzählt und wird dem dergleichen Lectüre liebenden Publikum ganz gewiß gefallen. Der Styl ist an vielen Stellen etwas nachlässig und flüchtig, vorzüglich im ersten Theile; im zweiten Theile wird er correcter.

Druck und Papier des Romans sind sehr gut.

P.

### Fortsetzung.

Erzählungen und Novellen von G. v. Wachs-  
mann. — Neue Folge. Zweiter Band. Leipzig,  
1837. Verlag von Carl Focke.

Dieser eigentlich achte Band der gesammelten Erzählungen und Novellen unsers beliebten Schriftstellers enthält drei ziemlich umfangreiche Piecen; es ist 1) der Wärringer; 2) der Infant und 3) die Auserwählten, die der Unterhaltungsliteratur nicht minder willkommen sein werden als seine frühern Sammelchriften.

Wie allen v. Wachsman'schen Arbeiten auf historischem Grunde ein fleißiges geschichtliches und ethnographisches Studium Werth verleiht, so auch dem „Wärringer“, der uns in die Zeit des Untergangs des oströmischen Kaiserreichs unter Konstantin Paläologos zurückversetzt, und worin der Verf. den mit lebendigen Farben geschilderten welthistorischen Act wie dessen Vorbereitung, geschickt mit dem kleinen subjectiven Interesse seines Helden Erich Haraldson zu verknüpfen weiß. Die historische

und ethnographische Genauigkeit verleitet jedoch den Verf. nie zu Walter Scott'scher bogenlanger Salbaderei, die wegen Nebeninteressen ungeheuerer Anläufe nimmt, und der Beschreibung eines Rockknopfs eine Seite zu schenken geneigt scheint. Man sieht nie, wie viel Mühe ihm das Studium gemacht, und die Angst, daß er Nichts von der gelehrten Beute auszukramen vergesse. Stets ist Alles nur, als gelegentliche zwanglose Zuthat, dem poetischen Hauptinteresse untergeordnet, und es wird somit nirgend der Begriff vom Kunstwerk, daß es sich trotz allen Nebenelementen als eine in sich begründete und vollendete Nothwendigkeit darstelle, durch die wissenschaftliche Beimischung verschoben.

Die zweite Erzählung: „Der Infant,“ erscheint mehr als eine Charakteristik des Don Carlos und seines letzten Lebens, als eine den ganzen Stoff wesentlich durchbringende Handlung, wiewohl der Schlosser Renaud und seine Braut freilich bedeutend für die Pointe sind. Spanische Sitte, spanisches Leben sind mit den Farben der Wahrheit (denn der Verf. war selbst in Spanien) auf die anziehendste Weise darüber ausgegossen. Die Charaktere sind mit scharfen Linien gezeichnet. Der Teufel Bobadilla steht kolossal da, und die geschwähige Witwe Maria Landaburu macht eine angenehme und belehrende Langweile.

Mit den „Auserwählten“ endlich hat der Verf. einen verdienstlichen Feldzug gegen jene charmanten Leute unternommen, die da glauben, der Herrgott habe ihnen einen ganz aparten Himmel verfertigen lassen, an denen jeder Mensch von gesundem Geist und Gemüth mitleidig vorübergehen könnte, wäre die Geschichte nicht durch drei Jahrhunderte lang eine so ernste Warnerin gegen sie geworden, so daß es als Menschen- und Christenpflicht erscheint, diesen „Auserwählten,“ den modernen Pharisäern, welche den rechten Glauben und das Himmelreich in Generalpacht haben, unablässig mit Wort und Schrift die Nebelkappe von den dummdreisten Häuptern zu schlagen. Es hat v. Wachsman dieß in seiner Erzählung, mit tiefer Kenntniß des wuchernden pietistischen Unfugs im lieben Deutschland, besonders in Schlesien, auf höchst ergötzliche Weise gethan, und die gut Betroffenen werden „ausruhen in den Seitenhöhlen des Lammes,“ um sich in ihrem Märtyrthum zu trösten. Die Erzählung ist ganz vortrefflich. Es ist eine höchst gelungene Anlage, Exposition und ein vollkommen befriedigender Schluß; dabei die Charaktere meisterlich gehalten, besonders die der „Auserwählten“ in den feinsten Nuancen. — Und so sei das Buch allen Freunden einer geistreichen, anziehenden Unterhaltungsliteratur bestens empfohlen.

Julius Krebs.